

Wortes Wonne und Wert

Textverständlichkeit muss nicht Glückssache sein, wie Rudolf Kempes Berliner „Meistersinger“-Aufnahme zeigt.

Von Thomas Voigt

In einem Vortrag, den er 1951 an der Berliner Hochschule für Musik hielt, berichtete Wilhelm Furtwängler von der schönsten Wagner-Aufführung, die er je erlebt hatte. Es war eine Vorstellung bei den Bayreuther Festspielen im Jahr 1912 unter Hans Richter. Was machte sie für ihn so unvergesslich? „Dass man überhaupt nicht merkte, dass man in der Oper sitzt. Man hatte den Eindruck: Es ist ein Konversationsstück. Man hörte alle Pointen wie in einem gesprochenen Theaterstück.“ Damit redete er keineswegs jenem Sprechgesang das Wort, der in der Ära der Wagner-Witwe Cosima kultiviert wurde. Furtwängler meinte die Selbstverständlichkeit des Singens und Musizierens, die es dem Zuhörer ermöglichte, die Dialoge mit allen Nuancen zu verstehen und sich ganz auf den Inhalt der Komödie zu konzentrieren.

Hand aufs Herz: Wie oft ist das noch zu erleben? Im Zeitalter der Übertitelung gilt Textverständlichkeit in den meisten Opernhäusern längst nicht mehr als notwendig, sondern eher als Luxus oder Glückssache. Entweder hat man das Glück, dass die Sänger gut artikulieren und der Dirigent für die richtige Balance zwischen Bühne und Orchester sorgt – oder man schaut halt nach oben und liest den Text mit. Noch einmal: Es geht hier nicht um Konsonanten-Spuckerei, sondern um gute Diktion, Eloquenz, um das Auskosten von Nuancen, um das Agieren mit der Stimme, um – in Abwandlung der „Rheingold“-Phrase – „Wortes Wonne und Wert“. Jawohl, Worte können für einen Sänger die reinste Wonne sein – vorausgesetzt, er weiß die Konsonanten zum Klingen zu bringen und sie nahtlos mit den Vokalen zu verbinden. Man muss nicht erst Zarah Leander oder Bing Crosby hören, um zu begreifen, wie man beim Sin-

gen die Schwingkraft der Konsonanten nutzt, gerade unter den Opernsängern der 1950er- und 60er-Jahre findet man dafür unendlich viele Beispiele. Eines spiele ich, wenn es um dieses Thema geht, besonders gerne an: Die Szene im zweiten Akt der „Meistersinger“, wenn Eva und Walther die Flucht aus Nürnberg beschließen, also von der Stelle „Geliebter, spare den Zorn“ bis „Was mit den Männern ich Müh' doch hab!“ Denn was Furtwängler seinerzeit beschrieb, lässt sich sofort nachvollziehen, wenn man diese Szene in der Berliner Aufnahme unter Rudolf Kempe hört. Elisabeth Grümmer und Rudolf Schock agieren hier mit der Eloquenz von Schauspielern, die „zufällig“ auch noch exzellent singen. Und in keiner Phrase des Dialogs wird das musikalische Detail der Textverständlichkeit geopfert, wie in eins verschmolzen sind Worte und Töne. Man beachte nur die Stelle: „Der Schuster, sieh, zog ein das Licht. So sei's gewagt! – Weh, siehst du denn nicht? Ein anderer kam und nahm dort Stand.“

Wie in eins verschmolzen sind Worte und Töne

Das ist nur eines von Hunderten Details, die Kempes „Meistersinger“-Aufnahme so unvergleichlich machen. Auch die Farben und Feinheiten, die Kempe den Berliner Philharmonikern entlockte, sind eine wahre Wonne. Gut, die Balance ist, wie in den 50ern üblich, sehr sängerfreundlich, das Orchester vielleicht hier und da nicht präsent genug. Doch insgesamt ist diese Aufnahme für mich immer noch einer der besten Belege dafür, dass sich Musik und Theater, Klänge und Worte wunderbar vereinen lassen.



Foto: Archiv

Rudolf Schock und Elisabeth Grümmer in den Bayreuther „Meistersinger“ 1959

Die Behauptung, man müsse sich bei Wagner entweder für Belcanto oder für Sprechgesang entscheiden, wird hier mit jeder Phrase widerlegt.

Als ich Peter Alward, den ehemaligen A&R-Chef von EMI Classics, einmal fragte, welchen Opern-Klassiker er denn am liebsten selbst produziert hätte, antwortete er ohne zu zögern: „Die Meistersinger unter Kempe.“ Das

war keine versteckte Kritik an „seiner“ Münchner Produktion unter Wolfgang Sawallisch, sondern ehrliche Begeisterung für die Arbeit eines Vorgängers, in diesem Fall für Fritz Ganss von der Electrola. Seltsam, dass dieses Juwel der Wagner-Diskografie nicht schon längst von Warner wiederveröffentlicht worden ist. Immerhin ist ein Großteil des alten Electrola-Kataloges bei Warner verfügbar, darunter auch die wunderbare „Freischütz“-Aufnahme unter Keilberth, ebenfalls mit Schock und Grümmer. ■